Diese PDF ist nur für den persönlichen Gebrauch bestimmt und darf insbesondere weder verbreitet noch zu öffentlichen Wiedergaben benutzt werden.

ENTDECKEN

Titelthema

Foto: Paul Koncewicz, aus dem Fotobuch »Paul / Paweł«

Nicht immer leicht, der gemeinsame Weg – der Fotograf Paul Koncewicz im Selbstporträt mit seinem Vater

Was schulden wir unseren Eltern?

Die Mutter plötzlich im Rollstuhl, der Vater vergesslich. Die Kinder: Überrumpelt und ratlos. Wer kümmert sich wie? Bei all den Entscheidungen geht es jetzt immer um früher, um heute, um alles VON STEFANIE FLAMM

Titelthema

Vielleicht schulden wir erst mal die Erkenntnis, dass das Alter für Eltern ein viel größerer Mist ist als für uns

Nach einer Woche, die für uns alle sehr schön, aber auch ziemlich nervenaufreibend war, steigen meine Eltern in ein kleines Auto, das mehr kann als all die großen, teuren Autos, die sie früher gefahren sind. Es kann allein die Geschwindigkeit den Verkehrsregeln anpassen. Es piepst, sobald ihm irgendwas oder irgendwer zu nahe kommt, es verriegelt eigenständig die Türen nach dem Aussteigen, schließt die Fenster und schaltet selbstständig das Licht aus. Aber auch dieses kleine kluge Auto ist nicht in der Lage, meinen Vater zu einem gelassenen Beifahrer zu machen. Es erinnert ihn immer wieder daran, dass er auch in vielen anderen Lebensbereichen das Steuer an meine Mutter abgegeben hat.

Sie koordiniert seinen Alltag, die Arztbesuche, die Therapien, das bescheidene Sozialleben, das die beiden noch haben. Und auch auf dieser Reise von unserem Wochenendhaus im nördlichen Brandenburg in ihre rheinische Heimat wird mein Vater sich nicht demütig in seine neue Rolle fügen. Er wird 700 Kilometer lang alles, was meine Mutter am Steuer macht, jeden zu spät gesetzten Blinker, jede zu holprig genommene Ausfahrt, mit spitzer Zunge kommentieren. Und sie, auch fast 80 und noch immer fit, wird nicht die Größe besitzen, seine Sticheleien zu überhören. Sie wird nicht sehen, wie sehr ein alter, weißer, parkinsonkranker Mann, der sich zeitlebens als Chef gesehen hat, darunter leidet, von ihr, der Frau an seiner Seite, durchs Leben kutschiert zu werden. Sie wird zurücksticheln und schimpfen und in ihrer Aufregung sicher die eine oder andere brenzlige Situation herbeiführen.

Als wir uns zum Abschied umarmen – meldet euch, wenn ihr gut angekommen seid –, denke ich: Diese Reise wird die Hölle und vielleicht sogar richtig gefährlich. Ich sollte sie nicht allein fahren lassen. Ich sollte sagen: Ich bring euch nach Hause, dann gehen wir noch was essen, und ich nehme den Zug zurück. Aber ich habe nur noch ein paar Tage Urlaub und den Kindern versprochen, dass wir noch mal ans Meer fahren.

Was schulden wir unseren Eltern? Oder weniger bombastisch formuliert: Was müssen wir ihnen geben, wenn sie alt, krank und einsam werden? Was dürfen sie von uns erwarten, wenn sie allein nicht mehr gut klarkommen? Und: Dürfen sie überhaupt etwas erwarten?

Als ich diese Frage, es muss um Silvester herum gewesen sein, in ihrer ganzen archaischen Wucht bei einem Abendessen stelle, werde ich angeschaut, als hätte ich meine Freunde nach intimen Details aus ihrem Sexualleben gefragt. »Was jetzt, und darüber willst du schreiben?« Oder auch: »Du bist ja komplett wahnsinnig.« Und zumindest das kann man an dieser Stelle wohl schon sagen: Diese Frage kommt ungelegen. Sie platzt in die Ferien hinein, in ein fröhliches Abendessen, in Leben, die sowieso schon viel zu voll sind. Dabei kommt sie nicht überraschend.

Wer heute um die fünfzig ist, ist mit dem Drohszenario der »alternden Gesellschaft« aufgewachsen. Seit wir Ende zwanzig sind, hören wir, dass es so nicht weitergehen kann. Dass die Leute endlich wieder mehr Kinder kriegen müssen, weil sonst in Ermangelung künftiger Beitragszahler die sozialen Sicherungssysteme zusammenbrechen, die Rente nicht mehr sicher ist und die Pflege für die Kassen unbezahlbar wird. Heute hat bereits ein Fünftel der Bundesbürger das Rentenalter erreicht.

Und mehr alte Menschen, das heißt nicht nur mehr Leistungsempfänger, sondern auch: mehr alte Eltern, die auf Hilfe angewiesen sind. Mütter, die nach einem Sturz im Rollstuhl sitzen oder weinend in der Küche stehen, weil sie auf einmal nicht mehr wissen, wie das geht: Apfelkuchen. Väter, die bei McDonald's ihre längst verstorbenen Geschwister suchen oder die das Haus nicht mehr allein verlassen können, weil sie den Schlüssel nicht mehr ins Schloss kriegen. Und dann?

Die Familientherapeutin Anke Lingnau-Carduck berät in ihrer Praxis in Haan bei Düsseldorf, viele Familien. Auch solche, die den Wust aus Anforderungen, der ihnen in der Mitte des Lebens begegnet, allein nicht sortiert bekommen. Die Leute gründen ja nicht nur seltener Familien als früher, sondern auch viel später – im Durchschnitt bekommen Frauen in Deutschland ihr erstes Kind inzwischen mit gut 30 Jahren –, und sie haben auch noch mit einer Berufswelt zu tun, die sich ständig ändert. Daher kommt in der Regel einiges zusammen, wenn die Eltern bedürftig werden: pubertierende Kinder, wacklige Erwerbsbiografien, kriselnde Beziehungen und noch eine gigantische Hypothek obendrauf. Oder auch keine Kinder, aber eine neue Liebe. Keine wacklige Erwerbsbiografie, aber eine Karriere, die zum ersten Mal richtig Fahrt aufnimmt. Keine Hypothek auf dem Dach, aber Auswanderungspläne und sowieso sehr viel zu tun.

Was schulden wir unseren Eltern? Lingnau-Carduck, die auch Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie, Beratung und Familientherapie (DGSF) ist, würde diese Frage gerne anders stellen. Sie stört sich am »Wir«, denn das klinge so, als gäbe es auf die Frage noch eine allgemeingültige, für alle verbindliche Antwort. Und sie stört das »schulden«. »Das setzt ja voraus, dass Sie in Ihrem bisherigen Leben gegenüber Ihren Eltern eine Schuld auf sich geladen haben, die Sie nun abarbeiten müssen.« Sie hält es mit der Schweizer Philosophin Barbara Bleisch, die diese Vorstellung auch »schlicht grausam« findet. »Eltern bringen Kinder zur Welt, die vom ersten Moment an mit Schulden beladen sind. Das erinnert an die metaphysische Idee einer Erbsünde, an der wir unsere Familienbeziehungen wohl kaum ausrichten wollen«, schreibt sie in ihrem Bestseller *Warum wir unseren Eltern nichts schulden.*

Doch Lingnau-Carducks Klienten, meine Freunde und ich sind ja nicht deshalb so ratlos, weil wir fürchten, auf ewig im Fegefeuer zu sitzen, wenn wir den Eltern am Ende des Lebens etwas schuldig bleiben. Als stünde Petrus an der Himmelspforte: Es fehlen leider noch 10.000 Kilometer Begleitservice, 500-mal anrufen, dreieinhalbmal an Weihnachten mit einer Gans vorbeikommen – und deshalb: Pech gehabt. Lingnau-Carduck beobachtet bei vielen Ratsuchenden eine ungute Mischung aus sozialem Druck und schlechtem Gewissen. Aus Erwartungen, die an die Menschen herangetragen werden, und solchen, die sie an sich selbst haben.

Lingnau-Carduck fragt dann: »Was wollen Sie denn wirklich, also Sie persönlich? Was möchten Sie Ihren Eltern geben? Und warum? Aus Dankbarkeit, Mitgefühl, Empathie? Oder bloß aus der Einsicht heraus: Es gibt sonst niemanden, der sich kümmern könnte?« Das seien alles bessere Gründe als das Gefühl, einer wie auch immer geachteten Konvention folgen zu müssen. Denn das sei ja das Problem mit den Konventionen: Sie passen hinten und vorn nicht mehr.

Das Mehrgenerationenhaus, in dem sehr junge, mittelalte und sehr alte Menschen sich unter einem Dach umeinander kümmern, sei zwar ein Modell, das immer mehr Menschen attraktiv fänden, aber es sei von der Lebenswirklichkeit der meisten Leute doch meilenweit entfernt. Kinder und Eltern leben heute nicht nur in unterschiedlichen Haushalten, sondern oft auch in verschiedenen Städten, gar nicht so selten sogar in verschiedenen Ländern. Die Töchter, die früher oft die Pflege der Eltern übernahmen, haben außerdem Berufe, die sie nicht aufgeben können. Und die meisten Eltern wollen das auch gar nicht. Sie wissen aber auch oft nicht, was sie stattdessen wollen.

Lingnau-Carduck hat in den vergangenen Jahren viele alte Menschen getroffen, die von ihrer Gebrechlichkeit genauso kalt erwischt wurden wie ihre Kinder. »Sie sind bis vor Kurzem noch durch die Welt gereist, haben die höchsten Berge bestiegen, waren tolle Großeltern – und können lange nicht akzeptieren, dass das alles nicht mehr gehen soll.« Mir fällt der Vater einer Bekannten ein, der Ende 80 und nahezu vollständig erblindet ist, aber darauf besteht, allein im Wald spazieren zu gehen. Auch mein Vater passt ins Bild. Trotz seiner fortschreitenden Parkinsonerkrankung weigert er sich standhaft, eine Gehhilfe zu benutzen, damit sähe er ja aus wie ein alter, schwacher Mann. Ich habe ihn zum ersten Mal weinen gesehen, nachdem seine Neurologin gesagt hatte: »Herr Flamm, Sie werden in diesem Leben kein öffentliches Verkehrsmittel mehr benutzen.«

Was schulden wir unseren Eltern? Vielleicht erst mal die Erkenntnis, dass das Alter für die meisten Eltern ein noch viel größerer Mist ist als für uns. Dass auch sie in dieser Lebensphase, in der sie von umschmeichelten Silver-Agern zu Greisen werden, auf keinerlei Vorbilder mehr zurückgreifen können. Denn das scheint ja die Situation zu sein: Wir nehmen gemeinsam an einem groß angelegten Feldversuch zum Altern im 21. Jahrhundert teil, bei dem alle Beteiligten Schwierigkeiten haben, ihre Rolle zu finden.

Zumindest eins ist klar: Seitdem das Verhältnis zwischen den Generationen nicht mehr durch eine allgemein akzeptierte kulturelle Praxis definiert wird, ist es so stark von den Gefühlen und Lebensumständen der Jüngeren abhängig wie noch nie. Wenn die Therapeutin Anke Lingnau-Carduck ihren Klienten sagt: »Was eine gute Tochter, ein guter Sohn ist, das können nur Sie entscheiden«, heißt das für die Eltern: Ihr habt da wenig zu sagen. Und das darf man heikel finden. Denn haben Gesellschaften sich nicht einmal auf Regeln und Konventionen geeinigt, um das Zusammenleben der Menschen von der Gefühlslage ihrer einzelnen Mitglieder unabhängig zu machen?

Der amerikanische Ethnologe Jared Diamond hat über mehrere Jahrzehnte Kulturen erforscht, in denen die Emotionen der Kinder nicht zählten. Kinder verhielten sich gegenüber ihren alten Eltern einfach, wie sich die Eltern einst gegenüber den Großeltern verhalten hatten. Und sie konnten davon ausgehen, dass ihre Kinder mit ihnen genauso verfahren würden, wenn es so weit war. Das Alter war weder Drama noch Tabu, sondern einfach die letzte Lebensphase vor dem Tod. Trotzdem sollte man sich das Leben in diesen Mehrgenerationenverbänden nicht allzu gemütlich vorstellen. Manche Praxis, die Diamond in seinem Buch *Vermächtnis* beschreibt, riefe in Deutschland die Staatsanwaltschaft auf den Plan.

Bei den Jägern und Sammlern, die gezwungen waren, ständig ihren Lagerplatz zu wechseln, galt die einzelne Person nie viel; eine einzelne Person, die zu alt und zu schwach geworden war, um mit dem Tempo der Gruppe mitzuhalten, galt überhaupt nichts mehr. Man ließ sie zurück. Von den sibirischen Tschukschen berichtet Diamond, dass die Kinder bis ins 20. Jahrhundert ihre Eltern zum Selbstmord aufforderten, wenn die Gruppe beschlossen hatte, ihre Zeit sei gekommen. Sie versprachen ihnen ewige Jagdgründe und schickten sie in einem alten, klapprigen Boot aufs Meer. Von den Kaulong, einem Stamm im Südwesten von Neubritannien, weiß er, dass dort die Söhne bis in die Fünfzigerjahre gezwungen wurden, ihre Mutter nach dem Tod des Vaters zu erdrosseln, damit sie niemandem mehr zur Last fiele. Und in Regionen, in denen die Nahrung immer knapp war, war das für Diamond eine rationale Lösung. Er schreibt: »Eine Gesellschaft opfert ihre unproduktivsten Mitglieder, damit nicht das Überleben aller gefährdet ist.«

Die Idee, dass die jüngeren Teile einer Gesellschaft eine Verantwortung gegenüber den älteren haben, taucht laut Diamond erst dort auf, wo sie den Nachkommen einen Vorteil im Überlebenskampf verschafft. Denn je komplexer eine Gesellschaft, desto wichtiger wird Erfahrung, und je wichtiger Erfahrung, desto wichtiger werden auch die Alten, die davon ja in der Regel mehr besitzen. Medizinmänner, Hebammen, Stammesführer sind in traditionellen Gesellschaften fast immer alt.

Als junger Wissenschaftler traf Diamond in den Siebzigerjahren bei einem Stamm auf der Insel Rennell im Südpazifik auf eine alte, bettlägerige Frau, die von ihrem Stamm verehrt wurde, weil sie die Letzte war, die den Sturm Wirbelsturm von 1910 noch erlebt hatte. Sie wusste, wo man Schutz findet, wenn das Dorf hinweggefegt wird, was man noch essen kann, wenn die üblichen Feld- und Baumfrüchte nicht zur Verfügung stehen.

Dass sie ihr Wissen längst an die Jüngeren weitergegeben hatte, konnte ihrem Status nichts anhaben. Einer Frau, die so viel erlebt hat, mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu begegnen war für den Stamm keine praktische, sondern eine ethische Frage. Man hatte sich darauf verständigt, dass diese Frau, die für die Gruppe viel geleistet hatte, nicht deshalb wertlos war, weil sie das nicht mehr konnte. Verantwortung gegenüber den Alten ist eine zivilisatorische Leistung, letztlich also eine Frage der Würde, auch der eigenen. Wenn man bedenkt, dass die Jungen von heute auch mal alt werden, klingt das nicht wie eine hohle Konvention, von der man sich als moderner Mensch frei machen muss, sondern wie ein guter Deal.

Die Jungen für die Alten, die Gesunden für die Kranken – das fordern Aristoteles, Konfuzius, die Bibel und der Koran. Auch unser Sozialstaat basiert auf diesem Prinzip, geht aber noch darüber hinaus. Er entbindet die Kinder von der Pflicht, für ihre Eltern zu sorgen, indem er diese Aufgabe der Allgemeinheit überträgt. Sie kommt für die Rente, die medizinische Versorgung und seit der Einführung der Pflegeversicherung auch für einen Teil der Pflegekosten auf.

Das eigentliche Ziel des Sozialstaats war es, die aufmüpfige Arbeiterschaft mit dem Kaiserreich zu versöhnen. Nun trägt er einer alten Forderung der Aufklärung Rechnung, nämlich dass Eltern nicht über ihre Kinder verfügen sollen, weil Kinder naturgemäß keine Gelegenheit haben, einem möglichen Abhängigkeitsverhältnis zuzustimmen. Sie werden, wie Immanuel Kant in der *Metaphysik der Sitten* schreibt, »ohne Einwilligung auf die Welt gesetzt«. Eine Pflicht sieht der Königsberger Philosoph deshalb allein bei den Eltern. Sie müssen »die Kinder zufrieden machen«, sie also nähren, pflegen und bilden – und dann, an ihrem Lebensende, »allem Anspruch auf Kostenerstattung für ihre bisherige Verpflegung und Mühe (...) entsagen«. Das Einzige, was Eltern gegen ihre Kinder »in Anschlag bringen« könnten, sei die »Tugendpflicht« der Dankbarkeit.

Und das ist ja erst mal eine gute Nachricht: Wir sind als Gesellschaft schon dort, wo Kant uns bereits im Jahr 1790 haben wollte, vielleicht sogar noch ein bisschen weiter. Wir dürfen uns selbst überlegen, wie wir es mit der Dankbarkeit halten wollen. So viel Freiheit in der Eltern-Kind-Beziehung gab es vermutlich noch nie, zumindest in der Theorie. In der Praxis sieht es natürlich anders aus. Da hält sich die Allgemeinheit zwar raus, wenn ich mich frage, wer meine Zeit gerade dringender braucht, meine Kinder oder meine alten Eltern. Aber sie reagiert schon ein wenig bestürzt, wenn eine alte Dame nach einem Schlaganfall von der Putzhilfe in ihrer Wohnung gefunden wird und nicht von ihrem Sohn. Und wenn meine Freundin sagt: »Meine Mutter hat mich mein ganzes Leben im Stich gelassen. Wenn sie ein Problem hat, soll sie meine Schwestern anrufen«, reagieren die Leute durchaus empört. Denn so stellt man sich das ja nicht vor.

Familie ist ein Ort für Geborgenheit und Wachstum, sagt die Erziehungswissenschaft, Familie ist eine auf Dauer angelegte Solidargemeinschaft, sagt die Soziologie. Familie, selbst wenn sie nicht aus Blutsverwandten besteht, ist aber ebenfalls der letzte Ort der Moderne, an dem Menschen in engster Beziehung zu anderen Menschen leben, die sich, siehe Kant, größtenteils nicht bewusst füreinander entschieden haben und die einander auch nicht ohne Weiteres loswerden. Deshalb ist Familie auch ein Ort, an dem viel schiefläuft kann.

Kafka wusste in seinem berühmten *Brief an den Vater* ziemlich genau, was das Problem war. Der tatkräftige, gesellige Unternehmervater war von seinem zögerlichen, ängstlichen, stubenhockenden Sohn bitter enttäuscht. Als er diesen (nie abgeschickten) Brief schrieb, war Kafka 36. Meine Freundin, eine erfolgreiche Wissenschaftlerin übrigens, musste weitaus älter werden, um eine Ahnung davon zu bekommen, warum die Mutter ihr nicht mit so viel Liebe begegnen konnte wie ihren Schwestern. War sie, die dritte Tochter, eigentlich gar nicht mehr erwünscht? Hat sie die Ehe der Eltern zerstört oder die Mutter an jemanden erinnert, der ihr einmal sehr wehgetan hat? Mit 50 beschreibt sie das Verhältnis so: »Ich wahre die Form.« Besuche an Weihnachten, Einladungen zu den Geburtstagen der Kinder. Mehr sei von ihr nicht zu erwarten.

Dem Schriftsteller David Wagner war selbst das die meiste Zeit noch zu viel. Er hat seinen Vater, der unmittelbar nach dem frühen Tod der Mutter deren beste Freundin geheiratet hatte, 25 Jahre lang nur sporadisch gesehen. »Als Kinder hatten wir das Gefühl, er habe uns seinem neuen Glück geopfert«, sagt er auf einem langen Spaziergang durch ein verregnetes Bad Godesberg. »Irgendwann hat mich das nicht mehr geschmerzt. Mein Vater hatte sein Leben, ich hatte meins.« Doch als sich nach dem Krebstod der Stiefmutter vor sieben Jahren beim Vater eine schnell fort-

Fotos: Getty Images

Mit 50 sagt meine Freundin über ihr Verhältnis zur Mutter: »Ich wahre die Form.« Mehr sei nicht zu erwarten

»Was eine gute Tochter, ein guter Sohn ist, das können nur Sie entscheiden«, sagt die Therapeutin

schreitende Demenz abzeichnete, war klar, dass dieses Arrangement bald auslaufen würde. »Plötzlich hatte ich wieder einen Vater, zu dem ich mich verhalten musste.«

Sein rührendes, stellenweise auch ziemlich lustiges Buch *Der vergessliche Riese* erzählt nicht nur von der Wiederbegegnung mit einem Vater, der ihm ein halbes Leben lang ziemlich egal war. Es ist auch ein Dokument dessen, was die Gerontologie als »filiale«, also kindliche Krise beschreibt. Wenn Kinder begreifen, dass die Eltern nicht mehr die Alten sind, geht es nicht nur um all die praktischen Dinge, die geklärt werden müssen. Wer macht jetzt was? Und wie sagen wir dem Papa, dass er ins Heim muss? Es geht um die ganze komplizierte Geschichte, die Eltern, Kinder und auch Geschwister miteinander haben.

Man müsse sich das ein bisschen vorstellen wie die Pubertät, sagt der Heidelberger Gerontologe Andreas Kruse, nur unter anderen Vorzeichen. Die Rollen zwischen den Generationen verändern sich noch einmal grundlegend. Denn Eltern, die Hilfe benötigen, sind keine Gegner mehr, von denen man sich abgrenzen muss. Und ihre Kinder sind in der Regel auch alt genug, um zu wissen, dass sie selbst einmal auf ein Leben zurückschauen werden, in dem ihnen manches gelungen ist, anderes nicht, in dem sie viele Fehler gemacht haben, auch in Bezug auf die eigenen Kinder. »Da sind dann Heilungen möglich, an die niemand mehr geglaubt hat.«

David Wagner ist ein gutes Beispiel für diese Theorie. Aber er hatte auch das Glück, in dieser Lebensphase auf einen Vater zu treffen, den die Krankheit nicht bitter, sondern warm und weich gemacht hat. Der Vater kann sich zwar an immer weniger erinnern, aber er geht nie zum Angriff über. Manchmal wundert er sich selbst darüber, was für ein schwer zu ertragender Kerl er gewesen sein muss. Und David Wagner macht es ihm leicht. Er begegnet ihm nicht als gekränkter, sondern als interessierter Sohn. Er spricht mit dem Vater über die früh verstorbene Mutter, die schwierige Stiefmutter, die Großeltern, begleitet ihn zu den Beerdigungen seiner vielen Onkel und Tanten.

»Nachdem mir Herkunft lange völlig egal war, fand ich es auf einmal interessant, mich in der Abfolge der Generationen zu betrachten«, sagt er auf dem Spaziergang am Rhein. Noch mal zu hören, was er im Groben schon wusste, aber nicht in dieser Klarheit. Dass eigentlich alle Männer der Familie immer Soldaten waren. Dass der Großvater alle drei Brüder im Ersten Weltkrieg verlor, schon 1922 in der NSDAP war und seinem »Führer« neun Kinder schenkte, sich nach dem Krieg dann misstrauisch von aller Politik fernhielt und ein Leben als Kinderwagenvertreter führte. Dass dieser Großvater aber schon ein bisschen verwundert bis genervt reagierte, als David Wagners Vater seinen Kindern ganz bewusst jüdische Namen gab. Man könne es ja auch übertreiben mit der Wiedergutmachung. Eine Familie wie viele.

Die meisten unserer Eltern sind ihrerseits oft Kinder von Tätern, Mitläufern, Vertriebenen, die sich sämtlich in das Wirtschaftswunder oder den Aufbau des Sozialismus stürzten, um zu vergessen. Unsere Eltern hatten oft Väter, die nach ihrer Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft schweigsam oder aggressiv waren, Mütter, die die glücklichste Zeit ihres Lebens im Bund Deutscher Mädel verbracht hatten, Brüder, die im brennenden Dresden abhandengekommen und nie wieder aufgetaucht waren. Für die ostdeutschen Eltern kamen mit der Wende dann noch mal neue Verwerfungen, neue Traumata.

Das, sagt der Gerontologe Kruse, sollte man bei der Bewertung der Mütter und Väter nicht vergessen: ihre Prägungen, ihre tief sitzenden Ängste. Die eigenen Eltern in ihren »Handlungsmöglichkeiten und -grenzen« zu betrachten sei das Ziel. So abstrakt klingt das auch sehr gut, doch fasst man es etwas konkreter, könnte es bedeuten, dass der Enkel einer sudetendeutschen SS-Größe, der von seinen Eltern noch bis in die Achtzigerjahre regelmäßig mit dem Teppichklopfer verdroschen wurde, deshalb zwar immer noch sauer sein darf. Er müsste den Eltern aber vielleicht doch zugutehalten, dass die Schläge in der Welt, aus der sie kommen, tatsächlich normal waren und damals noch nicht verboten.

Es könnte auch bedeuten, dass der schwule Freund, der seit seinem missglückten Coming-out vor 30 Jahren jedes persönliche Gespräch mit seinen Eltern meidet, zu verstehen versucht, dass die Homosexualität des Sohnes in ihrer kleinbürgerlichen Welt wirklich ein Skandal war. Und das ist, Kruse weiß es selbst, sehr viel verlangt, zumal es für eine andere Sicht auf die Dinge eigentlich bessere Argumente gibt. »Doch was ist denn die Alternative?«, fragt Kruse, der seit vielen Jahren im Deutschen Ethikrat sitzt. »Schweigen an Weihnachten, schweigen am Pflegebett, schweigen am Totenbett und dann die Erkenntnis: Jetzt ist es zu spät.«

Der Oldenburger Rechtsanwalt Michael Klatt erhielt unlängst den Anruf einer ehemaligen Mandantin, die er vor einigen Jahren in einem Unterhaltsstreit gegen das Sozialamt Karlsruhe verteidigt hatte. »Herr Klatt«, sagte die Frau, »mein Mann und ich haben gerade eine Flasche Champagner aufgemacht. Es gibt was zu feiern. Meine Mutter ist endlich gestorben.« Klatt konnte das sehr gut verstehen. Die Mandantin hatte viel hinter sich. Sie war als Kind einer psychisch labilen und gewalttätigen Mutter auf Drängen der Behörden vom Jugendamt in Obhut genommen worden und hörte, nach Jahrzehnten der Funkstille, erst mit Ende 50 wieder von der Mutter, als das Sozialamt Karlsruhe ihr die Kosten für das Pflegeheim in Rechnung stellte: 30.000 Euro.

Denn hier hat der deutsche Sozialstaat eine Lücke. Für Pflegekosten, die die 1995 eingeführte Pflegeversicherung nicht abdeckt, müssen die Menschen selbst aufkommen. Selbst bei einer günstigen Einrichtung sind das gerne mal 1500 Euro pro Monat. Und wenn die Eltern kein Vermögen haben, auf das sie zurückgreifen können, sind nach Paragraf 1601 BGB die Kinder in der Pflicht.

Seit Januar 2020 gilt diese Pflicht nur noch für Kinder mit einem Jahreseinkommen von mindestens 100.000 Euro brutto, was der Rechtsanwalt Klatt immer noch ungerecht findet. Die neue Regelung treffe zwar keine Armen mehr, aber ausschließlich Menschen, die sich aus kleinen Verhältnissen hochgearbeitet haben. »Hier werden Sozialaufsteiger bestraft«, sagt Klatt. In mehrfacher Hinsicht. Ein gut situiertes Bürgerkind muss in der Regel nichts zahlen, weil die Eltern noch genug Geld fürs Alter haben, und es hat die Möglichkeit, sich von Eltern loszusagen, die ihm übel mitgespielt haben. Seine Mandantinnen und Mandanten müssen sich einen Fachanwalt nehmen und vor Gericht darlegen, dass die Eltern die Unterhaltspflicht durch »unbillige Härte« verwirkt haben.

Das seien oft langwierige, für die Mandantinnen und Mandanten sehr schmerzhafte Verfahren, in denen sie vor dem Richter oder der Richterin ihre ganze gescheiterte Kindheit dokumentieren müssen. Er hatte schon Fälle, in denen Kinder vor Gericht ihre zertrümmerten Gliedmaßen entblößen sollten, damit man ihnen glaubte, dass ihr Zuhause kein Hort der Geborgenheit war. Und wenn irgendwo in den Akten vermerkt ist, dass die Eltern psychisch nicht gesund waren, wird das zu deren Gunsten, also zuungunsten der Kinder gewertet. Die Mandantin, die unlängst auf den Tod ihrer Mutter angestoßen hat, der Vater war unbekannt, stimmte in zweiter Instanz vor dem Oberlandesgericht Karlsruhe einem Vergleich zu. Klatt wäre bis zum Bundesgerichtshof gegangen, aber die Frau konnte nicht mehr. »Sie zahlte 15.000 Euro, um endlich ihre Ruhe zu haben.«

Also noch mal: Was schulden wir unseren Eltern? Der Rechtsanwalt Klatt sagt: »Nur das, was wir bekommen haben, und das ist in manchen Fällen schlicht und ergreifend: nichts.« Der Mensch Klatt findet die Fragerichtung falsch. Der Großteil seiner Mandantschaft frage sich eher: Was sind meine Eltern mir schuldig geblieben? Nicht in allen Verfahren gehe es gleich um die ganze Kindheit, um Vernachlässigung und Gewalt. Es gehe auch um unterlassene Unterhaltszahlungen, komplizierte Scheidungen, nach denen ein Elternteil einfach in ein neues Leben verschwand. Aber es gehe nie nur um Geld, sondern immer auch um alles, was sonst noch gefehlt hat.

Irgendwas fehle in jeder Familie, sagt die Therapeutin Anke Lingnau-Carduck, irgendwas liege überall im Argen.

Du hast mir nie gezeigt, was es bedeutet, ein Mann zu sein.

Du hast deine Kinder als deine Therapeuten missbraucht.

Du bist nie gekommen, wenn ich dich gebraucht hätte.

Du hast meine Schwester immer bevorzugt.

Dein Ansehen war dir immer wichtiger als mein Glück.

Du hast meinen Mann immer verachtet.

Leute, die es besser getroffen haben als Klatts Mandanten, könnten, so Lingnau-Carduck, in der Regel darauf vertrauen, dass das Band zu ihren Eltern trotzdem nie ganz reißt. Denn Eltern, die in ihrer Rolle nicht völlig versagt haben, blieben für immer die Menschen, die für uns da waren, in den ersten Jahren, als wir noch gar nichts konnten, die uns Essen, Trost und Wärme gaben, die elementaren Dinge beibrachten. Und aus dieser Bindung, die meist stärker sei als alles, was danach schieflief, ergebe sich am Ende, wenn die Zeit einem davonrennt, das »zutiefst menschliche Bedürfnis«, den Eltern etwas zurückzugeben. »Das beschließen wir nicht, das kommt aus dem Unterbewussten.« So war es bei David Wagner, so ist es bei dem schwulen Freund, der plötzlich wieder die Nähe zu seiner alten Mutter sucht, so wird es vielleicht auch bei meiner Freundin sein, wenn die Mutter eines Tages nicht mehr kann.

Und wie immer, wenn etwas aus dem Unterbewussten kommt, versteht man es nicht auf Anhieb. Den Rat der Therapeutin Lingnau-Carduck suchen die Leute gewöhnlich, wenn es Streit gibt: Die Schwester denkt darüber nach, die Mutter zu sich zu nehmen, aber der Bruder ist eher fürs Heim, was die Schwester wiederum zu teuer findet. Oder der Bruder kümmert sich rührend, was er der Schwester, die sehr weit weg lebt, auch regelmäßig zu verstehen gibt. Sie hätte deshalb lieber eine professionelle Lösung, die ihr kein schlechtes Gewissen macht. Eine andere Schwester hingegen ist einem anderen Bruder gram, weil er, obwohl er nebenan wohnt, die Eltern nur selten im Pflegeheim besucht. Er hält es nicht aus, dass sie ihn nicht mehr erkennen.

Anke Lingnau-Carduck rät, pragmatisch an die Dinge heranzugehen. Also zuerst mal klären, wer was geben will. Und dann schauen, wer was machen kann. Von außen betrachtet, spreche ja nichts dagegen, dass Geschwister, die näher dran wohnen, auch mehr Aufgaben übernehmen, weil es sie weniger Mühe kostet und weil sie in der Regel von der Nähe der Eltern auch selbst lange profitiert haben. Diejenigen, die weiter weg sind, können das ja kompensieren, indem sie öfter kommen als früher, länger bleiben, den Papierkram erledigen, einen Weg finden, die Geschwister auch mal zu entlasten. Und wenn's das Heim sein soll, dann geht im Zweifel Mamas Haus dafür drauf. Das sei hart für Kinder, die ansonsten nichts erben werden, aber meist noch der einfachste Teil der Übung. Wenn die Grundversorgung gewährleistet ist, geht es ja weiter.

In dem gerontologischen Modell, das Andreas Kruse so schätzt, kommt nach der »filialen Krise« die »filiale Reife«: Kinder schaffen es, mit ihren Eltern gelassen auf die »hellen und dunklen Seiten der gemeinsamen Geschichte« zurückzublicken und ihr Verhältnis so auf ein erwachsenes, Kruse sagt: »wahrhaftiges« Niveau zu heben. Das klingt ein bisschen utopisch, wenn man einen Vater hat, dem gerne mal die Hörgeräte rausfallen, sobald etwas Unangenehmes zur Sprache kommt. Dann fragt die Mutter: »Will einer Nachtisch?«

Aber vielleicht kommt man dem Ideal ein wenig näher, wenn man nicht aus Versehen anfängt, die eigenen Eltern wie Kinder zu behandeln, die man jetzt auch noch an der Backe hat. Vielleicht sollte man ihnen, im Gegenteil, helfen, ein bisschen weniger um die eigenen Gebrechen zu kreisen, sie öfter an das erinnern, was ihnen sonst noch wichtig ist. Bei meinen Eltern sind das vor allem: klassische Musik und Politik. Vergangenen Sommer in Brandenburg, auf einem der vielleicht letzten langen Spaziergänge, die wir zusammen gemacht haben, erklärte mein Vater, inzwischen zwei Köpfe kleiner als ich, warum er den Konservatismus immer für die menschenfreundlichere Gesinnung gehalten hat. »Wir sind keine Ideologen, sondern Pragmatiker. Wir überlegen ständig, welchen Preis wir bereit sind, für den Fortschritt zu zahlen.« Mein Vater, den ich lange für einen autoritären Knochen hielt, hatte offenbar zeit seines Lebens zwischen sich und der Moderne verhandelt. Das war mir bloß noch nie aufgefallen.

Am nächsten Tag machten sich meine Eltern auf den Rückweg ins Rheinland, der tatsächlich die Hölle war und fast drei Tage dauerte. Ich hätte sie fahren sollen, ich hätte sagen sollen, Kinder, wir pfeifen auf die Ostsee. Was sind zwei Urlaubstage, wenn einem die Zeit wegläuft und die guten Momente seltener werden?

ANZEIGE